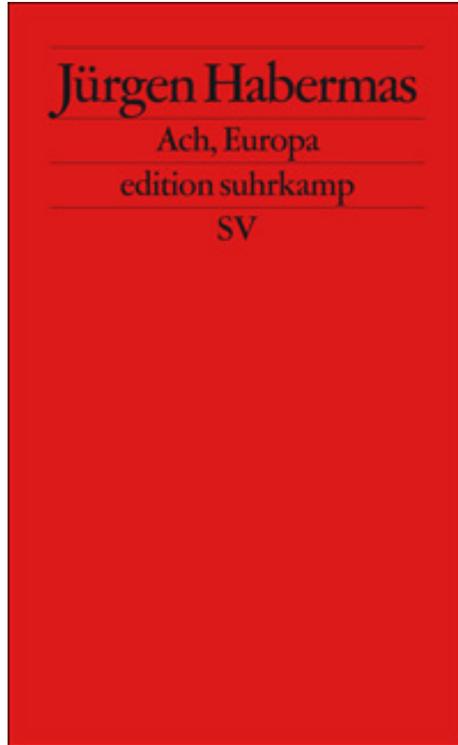


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Habermas, Jürgen  
**Ach Europa**

Kleine politische Schriften XI

© Suhrkamp Verlag  
edition suhrkamp 2551  
978-3-518-12551-9

edition suhrkamp 2551

*Ach Europa!* 1987 konnte Hans Magnus Enzensberger seinen Reisebildern noch ein optimistisches Ausrufezeichen mit auf den Weg geben, 20 Jahre später ist es mit dem europapolitischen Optimismus vorbei. *Ach, Europa*, es bleibt allein der seufzende Ton. Jürgen Habermas entwickelt in einer Rede, die er aus Anlass einer Diskussion mit Bundesaußenminister Frank-Walter Steinmeier hielt, politische Alternativen für den Kontinent. Er plädiert für eine Politik der abgestuften Integration und für eine »bipolare Gemeinsamkeit« des »alten Europa« mit den USA.

Neben Habermas' jüngsten europapolitischen Interventionen versammelt dieser Band der *Kleinen Politischen Schriften* philosophische Portraits langjähriger Weggefährten wie Jacques Derrida und Richard Rorty sowie zwei Texte zum Fortschreiten des Strukturwandels der Öffentlichkeit: Das in der *Süddeutschen Zeitung* erschienene Plädoyer für die öffentliche Unterstützung der Qualitätspresse sowie die vielbeachtete Rede über die »epistemische Dimension der modernen Demokratie« und das Internet.

Jürgen Habermas ist Professor em. für Philosophie an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main. Zuletzt erschienen *Zwischen Naturalismus und Religion* (2005) und *Der gespaltene Westen* (es 2383).

Jürgen Habermas  
Ach, Europa

*Kleine Politische Schriften XI*

Suhrkamp

edition suhrkamp 2551

Erste Auflage 2008

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008  
Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der  
Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,  
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-12551-9

1 2 3 4 5 6 - 13 12 11 10 09 08

# Inhalt

Vorwort . . . . .	7
-------------------	---

## I. Portraits

1. Der Hermann Heller der frühen Bundesrepublik Wolfgang Abendroth zum 100. Geburtstag. . . . .	11
2. Richard Rorty und das Entzücken am Schock der Deflationierung . . . . .	15
3. »... and to define America, her athletic democracy« Im Andenken an Richard Rorty . . . . .	24
4. Wie die ethische Frage zu beantworten ist: Derrida und die Religion . . . . .	40
5. Derridas klärende Wirkung. Ein letzter Gruß . . . . .	63
6. Ronald Dworkin – Ein Solitär im Kreise der Rechtsgelehrten . . . . .	65

## II. Ach, Europa

7. Ein avantgardistischer Spürsinn für Relevanzen Die Rolle des Intellektuellen und die Sache Europas . . . . .	77
8. Europa und seine Immigranten . . . . .	88
9. Europapolitik in der Sackgasse. Plädoyer für eine Politik der abgestuften Integration . . . . .	96

## III. Zur Vernunft der Öffentlichkeit

10. Medien, Märkte und Konsumenten – Die seriöse Presse als Rückgrat der politischen Öffentlichkeit . . . . .	131
11. Hat die Demokratie noch eine epistemische Dimen- sion? Empirische Forschung und normative Theorie . . . . .	138
<i>Nachweise</i> . . . . .	192



## Vorwort

Von Enzensbergers Lobgesang auf die europäische Vielfalt – *Ach Europa!* – bleibt heute nur noch der seufzende Ton. Eine Diskussion mit Außenminister Frank-Walter Steinmeier gab erneut Anlass, über die Zukunft Europas nachzudenken und der Selbsttäuschung entgegenzutreten, als sei nach dem Gipfel von Lissabon der drohende Rückfall der Europäischen Union in die nur zu bekannten Machtspiele der nationalen Regierungen gebannt. Diese haben bisher den Kurs der europäischen Einigung bestimmt, scheinen aber nun mit ihrem Latein am Ende zu sein. Vielleicht sollten sie das weitere Schicksal Europas in die Hände ihrer Bevölkerungen legen. Im Übrigen plädiere ich für eine »bipolare« Gemeinsamkeit des Westens.

Das Hauptthema ergänze ich auf der einen Seite um gelegentlich entstandene »philosophisch-politische Profile«, auf der anderen Seite um zwei Texte zur Rolle der politischen Öffentlichkeit. Insbesondere der letzte Beitrag liegt mir am Herzen. Darin geht es um den strukturierenden Einfluss, den eine normative Theorie der Öffentlichkeit auf die Anlage empirischer Forschungen haben kann.<sup>1</sup> Fachzeitschriften tun sich mit diesem Thema schwer, weil sich Sozialwissenschaften und Philosophie inzwischen weiter voneinander entfernt haben, als es sich die Väter der kritischen Theorie hätten vorstellen können.

Starnberg, im November 2007

Jürgen Habermas

1 Dazu auch mein Kommentar in: *Acta Politica* 40/3, 2005, S. 384-392.



I.

## Portraits



## Der Hermann Heller der frühen Bundesrepublik Wolfgang Abendroth zum 100. Geburtstag<sup>1</sup>

Nach dem IG-Metall-Vorsitzenden der ehemalige Schüler und Professor – das repräsentiert, denke ich, auf angemessene Weise die beiden Pole, die Arbeiterbewegung und die Wissenschaft, um die sich die politische Lebensgeschichte von Wolfgang Abendroth bewegt hat. Auch die Reihenfolge hat ihre Richtigkeit, nicht nur weil dem Veranstalter der Vortritt gebührt, sondern weil der Nachfolger von Otto Brenner für die Organisation steht, auf die Abendroth in der frühen Bundesrepublik große politische Hoffnungen gesetzt und in die er viele Anstrengungen investiert hat. In diesem Milieu hat er, wenn wir an Viktor Agartz und andere denken, Kampfgefährten gefunden; natürlich konnte er sie hier auch viel eher finden als in einer Universität, die sich im Hinblick auf Personen und Mentalitäten eine ungebrochene Kontinuität bewahrt hatte.

In dieser Universität hat Abendroth zwar einen zwar ziemlich einsamen, aber ironischerweise erfolgreicheren Kampf ausgefochten als auf der politischen und gewerkschaftlichen Bühne. Davon zeugt bereits die Festschrift zu Abendroths 60. Geburtstag, in der sich unter anderen Adorno, Bloch, Hans Mayer, Lucien Goldmann, Ossip Flechtheim und Helmut Ridder zu Wort meldeten;<sup>2</sup> den akademischen Erfolg machte erst recht zehn Jahre später, beim 70. Geburtstag, der vielstimmige Chor der Schüler und Kollegen deutlich;<sup>3</sup> und dieses Echo war 2001, mehr als anderthalb Jahrzehnte nach dem Tod, als das von

1 Vortrag anlässlich einer Konferenz im Haus des IG-Metall-Vorstandes am 6. Mai 2006.

2 *Gesellschaft, Recht und Politik*, herausgegeben von Heinz Maus u. a., Neuwied: Luchterhand 1968.

3 *Abendroth-Forum. Marburger Gespräche aus Anlaß des 70. Geburtstages von*

Abendroth gegründete Politikwissenschaftliche Seminar sein 50-jähriges Jubiläum feierte, nicht abgeklungen.<sup>4</sup> Wiederum ein halbes Jahrzehnt später, aus Anlass der hundertsten Wiederkehr des Geburtstages, fragt nun schon eine Generation von Enkeln nach der Aktualität eines Denkens und Handelns, das ja seine Impulse wesentlich aus den Debatten und Konflikten der späten Weimarer Republik, als Abendroth studierte und sich der KP-Opposition zuwandte, empfangen hat.

Einige hier im Saal werden sich gut daran erinnern: Wenn sich Wolfgang Abendroth am Telefon meldete, intonierte er seinen Namen wie ein Fanfarensignal als eine Art Weckruf – das Abendrot verwandelte sich akustisch in eine Morgenröte. Abendroth kam mit seiner aufmunternden Stimme jedem Anrufer ohne Arg und Vorbehalt entgegen, setzte sich ihm, bevor er noch wissen konnte, wer es war, schutzlos aus. Wolfgang Abendroth gab der Welt einen Vertrauensvorschuss, den diese oft enttäuschte; deshalb war es lebenswichtig für ihn, dass er Lisa an seiner Seite hatte.

Mir war es immer ein Rätsel, aus welchem Fundus ein so verletzbares Gemüt nach so viel Verfolgung, so viel Niederlagen und Ängsten, und anhaltendem Schmerz, immer wieder Lebensmut regenerieren konnte – für sich und andere. Dabei spreche ich nicht einmal von den extremen Erfahrungen im politischen Untergrund, im Zuchthaus, im Strafbataillon, im griechischen Widerstandskampf und in britischer Kriegsgefangenschaft, nicht von den niemals ganz vernarbten Wunden einer politischen Lebensgeschichte, die wir Nachgeborene heute kostenlos als eine exemplarische Lebensgeschichte »feiern«. Ich spreche nur von den ganz gewöhnlichen Beschwerden des einzigen marxistischen Ordinarius in der frühen Bundesrepublik, der die Rückendeckung seiner Partei, der SPD, verloren hatte.

*Wolfgang Abendroth*, herausgegeben von Frank Deppe u. a., Marburg: Verlag Arbeiterbewegung und Gesellschaftswissenschaft 1977.

4 *Wolfgang Abendroth, Wissenschaftlicher Politiker*, herausgegeben von Friedrich-Martin Balzer. Opladen: Leske + Budrich 2001.

Das war Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre, als ich Wolfgang Abendroth kennenlernte. Sein ehemaliger Assistent, Rüdiger Altmann, hatte in einer Zeitung des RCDS soeben mit Carl Schmitt'schen Waffen eine Breitseite gegen den einstigen Lehrer abgeschossen. Ein Leitartikel in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* schilderte genüsslich die Farbe der roten Fahne, die schon in britischer Kriegsgefangenschaft über dem Zelt des Marburger Professors geflattert haben sollte. Das Echo dieser Denunziationen erlebte ich nach dem Seminar, zum Essen bei Abendroths, wenn die kleine Elisabeth von dem Unflat berichtete, dem sie morgens auf dem Schulhof, als Tochter ihres Vaters, in dieser stolzen Universitätsstadt wieder einmal ausgesetzt worden war. Später von Joachim Perels nach den Folgen des Ausschlusses aus der SPD gefragt, antwortet Abendroth im Hinblick auf seine eigene Person wie immer abwiegend, um dann hinzuzufügen: »Unterschätzt habe ich hingegen die Nachteile, die daraus für meine Frau und meine drei Kinder erwachsen würden.«

Schon die bloße Existenz dieses Mannes wäre als anti-antikomunistischer Kontrast zum verschwiemelten Klima des Kalten Krieges Grund genug, um seiner zu gedenken. Auch wenn er nur Vorträge zur Mentalitätsgeschichte akademischer Mittelschichten zwischen den beiden Weltkriegen gehalten hätte – wie er es damals 1961, am Beispiel der Korporationen der Weimarer Republik, vor der Studentenverbindung Clausthaler Wingolf zu Marburg getan hat –, auch dann wäre Abendroth, als unbequemer Zeuge gegen die eilfertige Amnesie der frühen Bundesrepublik, ein Glücksfall gewesen. Aber der Kreis, der heute zusammenkommt, ehrt in Wolfgang Abendroth einen großen Intellektuellen der Arbeiterbewegung, den Politikwissenschaftler und bahnbrechenden Juristen, dem wir den offensiven Anschluss an die bedeutenden Staatsrechtsdebatten der Weimarer Zeit verdanken. Ich bin dem Autor Abendroth zum ersten Mal in der Bergsträßer-Festschrift begegnet und bedauere seitdem, dass dieser Autor sich nicht entschlossen hat, eine Staatslehre

zu schreiben. Aber für Generationen junger Politikwissenschaftler und Juristen ist Abendroth schon durch diese eine, innovative, in ihren Folgen gar nicht zu unterschätzende Auseinandersetzung mit Ernst Forsthoff zum Hermann Heller der frühen Bundesrepublik geworden. Als Wissenschaftler war Wolfgang Abendroth immer zuerst Jurist; als Kritiker des Stalinismus hat er niemals vergessen, dass der Kampf der Demokraten immer auch ein Kampf ums Recht, um die Durchsetzung eines normativ richtigen Rechts sein muss.

Abendroth hat 1953 die Grundgesetzbestimmung vom demokratischen und sozialen Rechtsstaat so überzeugend interpretiert, dass der Sozialstaat heute als Legitimationsbedingung des demokratischen Rechtsstaates anerkannt ist. Er hatte damit die Perspektive verbunden, die Republik des Grundgesetzes, innerhalb dieses verfassungsrechtlichen Rahmens, zu einer sozialistischen Demokratie auszugestalten. Diese Perspektive ist heute mindestens aus zwei Gründen obsolet geworden. Die Konkurrenz der Gesellschaftssysteme ist inzwischen zugunsten eines globalen Kapitalismus entschieden, dessen inklusive Netzwerke keinen Ausgang mehr offenlassen. Und eine politische wie rechtliche Zählung des Kapitalismus von innen, die nach wie vor, und dringlicher denn je, auf der Agenda steht, ist innerhalb des nationalen Rahmens nicht mehr möglich, nachdem die kapitalistische Wirtschaft nicht länger in ein internationales System eingebettet ist, sondern umgekehrt die Nationalstaaten ihren Imperativen unterworfen hat.

## Richard Rorty und das Entzücken am Schock der Deflationierung<sup>5</sup>

Es überrascht nicht, dass eine Jury, die einem neuen Preis Aufmerksamkeit und Anerkennung verschaffen möchte, als ersten Preisträger einen Autor mit Weltgeltung wählt – und auf die selbstdefinierende Bedeutung dieser Entscheidung vertraut. Auf den ersten Blick hat freilich die Zusammenführung des amerikanischen Pragmatisten mit einem als deutschem Mystiker gefeierten Theologen einen leicht surrealen Überraschungseffekt.

Gewiss lassen sich auch Parallelen finden. Rorty schreibt ein literarisches Englisch. Als brillanter Schriftsteller geht er mühelos von einer Textsorte zur anderen über. Die Prosa der wissenschaftlichen Abhandlung und der philosophischen Monographie zehrt auch von der glänzenden Rhetorik des Redners und dem prägnanten Stil des Essayisten. Dieses Talent erinnert an die sprachschöpferische Kraft des gelehrten Dominikaners, der sich in seinen Tischlesungen, Predigten und Unterweisungen des Lateinischen entledigt und ein spirituelles Vokabular in die Volkssprache einführt – ins »barbarische« Deutsch, das der Welt der Theologen damals noch weithin als »die Sprache des Teufels« galt. Übrigens kann man, ganz ohne pejorativen Unterton, auch von Rorty sagen, dass er das Predigen nicht scheut. Fremd ist ihm die missionarische Gabe der inspirierten, die Hörer begeisternden Rede nicht. Im Publikum sind übrigens Frauen bevorzugte Adressaten – dort die Beginnen, hier die Feministinnen. Eine weitere Parallele ist der Makel der Häresie. Im späten zwanzigsten Jahrhundert verfügt zwar die philosophische Pro-

<sup>5</sup> Laudatio aus Anlass der Verleihung des Meister Eckhart-Preises an Richard Rorty am 3. Dezember 2001.

fession nicht mehr – wie seinerzeit der Erzbischof von Köln und der Papst in Avignon – über die Autorität, achtundzwanzig abweichende Glaubenswahrheiten zu inkriminieren. Aber die Exkommunikation, die der harte Kern der Analytiker an ihrem abtrünnigen, wenngleich international anerkannten und einflussreichen *frater doctus* vollzieht, folgt einem nicht minder schmerzlichen Ritual. Vor diesem Hintergrund rechtfertigt schon der ironische Umstand, dass Rorty heute die Stellung eines Professors für vergleichende Literaturwissenschaften einnimmt, eine Auszeichnung des Philosophen im Namen von Meister Eckhart.

Die nun auch amtlich angesonnene Beschäftigung mit Literatur betrachtet Rorty freilich nicht – wie andere Kollegen aus den philosophischen Fachbereichen der Elite-Universitäten – als Umweg oder gar als Abweg. Die Frage, wen Philosophen mehr beneiden, Naturwissenschaftler oder Dichter, dient ihm sogar als Lackmustest. Er selber kann sich nicht vorstellen, einen Mathematiker oder Physiker zu beneiden, aber er ist sich nicht sicher, ob Quine sich hätte vorstellen können, Blake oder Rilke zu beneiden. Die Liebe zu Blake oder Nietzsche verrät im Falle von Rorty den unverbesserlichen Romantiker, der der Genieästhetik einen beinahe schwärmerischen, ins Anthropologische erweiterten Begriff von Poiesis als Sinnschöpfung, von neuerungssüchtiger Produktivität und sich selbst entwerfender Subjektivität abgewonnen hat.

Aber dieser produktionsästhetische Begriff der schöpferisch-selbstschöpferischen Subjektivität bildet keine Brücke zum »Seelenfunken« des Meister Eckhart. Bei genauerem Hinsehen verbindet den Nominalisten und Naturalisten, der dem diskursiven Ideal vermittelnder Erkenntnis anhängt, nicht viel mit der platonisch-neuplatonischen Seelenspekulation, die nur ein Ziel kennt – »Gott zu schauen unmittelbar in seinem eigenen Sein«. Eckharts Worte, die diesen wortlosen Akt augenschließender Kontemplation umkreisen, sind im Übrigen so vieldeutig, dass sie den Autor der *Deutschen Predigten* vor einer fatalen

Wirkungsgeschichte nicht bewahrt haben. Rorty, dem unmissverständlich Linksliberalen, wird dieses Schicksal ideologischer Ausdeutung und Ausbeutung erspart bleiben.

Was den Inhalt beider Werke betrifft, könnte allenfalls Eckharts berühmte Interpretation von Lukas 10, 38 ff. eine gewisse Verwandtschaft mit Rortys Vorliebe für eine pragmatistische Bewertung von Theorien im Lichte ihrer handlungsrelevanten Folgen begründen. Denn entgegen dem biblischen Wortlaut erhebt Eckhart Martha, die tätige Hausfrau, die sich für ihre Gäste abrackert, über ihre Schwester Maria, die dem Herrn reglos zu Füßen sitzt, um dessen Worten zu lauschen. Die an Hegel erinnernde Kritik der »schönen Seele«, die, wie Eckhart von Maria sagt, »im Wohlgefühl und in der Süße stecken« bleibt, verweist jedoch auf die »Verrichtung der Werke« nur als den richtigen Weg, der zur intuitiven Vereinigung der Seele mit Gott hinführt: die intendierte Verschmelzung ist am Ende »frei und ledig alles Vermittelnden«. Ein pragmatistischer Gehalt ist dieser Interpretation nicht abzugewinnen. An Rorty erinnert allein der Akt der kühnen und schockierenden Umkehrung einer kanonisierten Rangordnung.

Rorty folgt Nietzsche in der ähnlich radikalen Umwertung platonischer Unterscheidungen. Er möchte die architektonisch tragenden Oppositionsbegriffe »Wesen« und »Erscheinung« sowie »wahr« und »unwahr« aus dem Verkehr ziehen und das Gebäude einer platonistisch von sich entfremdeten Kultur zum Einsturz bringen. Rorty teilt Wittgensteins Auffassung, dass das falsche, in sich verhakte Leben auf falsche, verstellende Begriffe zurückgeht. Nur diese metaphysische Prämisse erklärt die kulturkritische Emphase des Vorhabens einer metaphysikkritischen Umerziehung der Zeitgenossen. Die erklärte antimetaphysische Absicht verschleiert den zugrunde liegenden metaphysischen Antrieb.

Rorty hat den Wunsch, der Philosophie jene lebenspraktische Bedeutung zurückzugeben, die sie einmal beansprucht hat. Sie soll, indem sie dem einzelnen Orientierung anbietet und den

moralischen Fortschritt der Menschheit befördert, den Zustand der Welt verbessern helfen. Alles andere als kleinmütig entwirft Rorty seine liberale Utopie: »das Bild von einem Planeten, auf dem alle Angehörigen unserer Gattung Sorge tragen für das Geschick aller übrigen Angehörigen«. Freilich soll die Philosophie dieses Ziel nur verwirklichen können, indem sie sich als Philosophie aufhebt – diesmal nicht durch die revolutionäre Umwälzung der Verhältnisse, sondern durch eine mit und an der Philosophie vollzogene Umwälzung.

Die revolutionäre Forderung richtet sich dieses Mal gegen die Philosophie selber, gegen das vermeintlich desaströse Selbstverständnis der Philosophen, mit dem sie ihrer eigentlichen Mission im Wege stehen. Das verhaltene Pathos gilt der Dekonstruktion des in der Zukunft Anerkannten. Rorty lässt aus hochtrabenden Allgemeinbegriffen, die über das versehrbare Einzelne achtlos hinweggehen, gleichsam die Luft heraus. Die brillante Zuspitzung der nominalistischen Provokation verrät das schriftstellerisch kalkulierte Entzücken am Schock der Deflationierung. In der Ästhetik der Darstellungsform, nicht im Politischen, überlässt sich Rorty seiner anarchistischen Neigung.

Wir sollen die Suche nach absoluten Wahrheiten aufgeben und nicht länger danach streben, das Wesen oder die Natur der Dinge zu ergründen. Wir sollen Wahrheitssuche und Erkenntnisstreben durch eine rhetorische Praxis ersetzen, die weniger an überschießenden Ideen als an den handgreiflichen Folgen von Gedanken orientiert ist. Sind erst einmal die Nutzlosigkeit der ontologischen Unterscheidung zwischen Wesen und Erscheinung, die Sinnlosigkeit der epistemologischen Unterscheidung zwischen Sein und Schein, die Überflüssigkeit der semantischen Unterscheidung zwischen wahr und falsch durchschaut, kann sich die philosophische Arbeit an praktischen Zielen wie »Leistungssteigerung« und »Toleranz« ausrichten.

Der wissenschaftliche Fortschritt bemisst sich nämlich allein an den prognostischen Erfolgen von Theorien, die über technische Neuerungen in eine Verbesserung der Lebensbedingun-

gen umgesetzt werden können. Der soziomoralische Fortschritt äußert sich an der immer weitergehenden Einbeziehung von Marginalisierten und Fremden in jene Art von Loyalität, die wir gegenüber unseren Nächsten empfinden. Er manifestiert sich in der wachsenden Sensibilität gegenüber dem Leiden anderer und in der Eliminierung von Grausamkeit. Das klingt populär und ist es auch. Aber hinter der Fassade des Volkspädagogen verbirgt sich eine differenzierte Theorie, die ein breitenwirksames Buch wie *Kontingenz, Ironie und Solidarität* (1989) erst mit soliden Gründen ausstattet.

In Gegensatz zu irrlichternden Philosophie-Entertainern, die sich mit funkelnden Formulierungen beim anspruchsvoll zerstreuten Medienpublikum Ansehen erwerben, arbeitet Rorty professionell. Er ist ein eminent scharfsinniger, hoch produktiver, hartnäckig analysierender, neugieriger und kontinuierlich lernender Philosoph auf der Höhe seiner Profession. Gewiss sieht er die Debatten des Faches eingebettet in den Zusammenhang eines größeren kulturellen Wandels. Aber nur weil er an den Debatten der Zunft, oft genug als innovativ treibende Kraft, teilnimmt, fühlt er sich in seinen exoterischen Auftritten berechtigt, aus den vielen detailbesessenen Argumentationen großräumige Schlüsse zu ziehen. Bei allem Hohn, den er gelegentlich über die Profession ausschüttet, hält er sich an deren Standards, solange er die eigenen Gedanken entwickelt und erprobt: »Wir Philosophieprofessoren können in einem fort kleinteilige Argumente für oder gegen die Korrespondenztheorie der Wahrheit, für oder gegen die Objektivität von Werten aufbieten. Wir gingen unserem Beruf nicht nach, wenn wir nicht ständig solche Argumente hin und her wendeten.«

In seinem bahnbrechenden Werk *Philosophy and the Mirror of Nature* hat Rorty jene mentalistischen Grundannahmen demontiert, die die Hauptströmungen der *cognitive science* und der zeitgenössischen Semantik immer noch mit der klassischen Erkenntnistheorie des 17. und 18. Jahrhunderts verbinden. Seitdem ziehen sich die Themen Wahrheit und Objektivität durch

die unermüdlich fortgesponnenen Argumentationsfäden, die Rorty seit Jahrzehnten nicht nur mit Donald Davidson und Hilary Putnam, John Searle und Charles Taylor, Hans-Georg Gadamer und Jacques Derrida verbinden. Jugendlich frisch kommentiert er jede halbwegs aufregende Neuerscheinung. Und jede Kritik an seinen Thesen würdigt er mit einer peniblen Verteidigung. Letztlich will er mit einem einzigen Problem fertig werden – oder besser: mit den Folgeproblemen des Vorschlags, den er zur Lösung dieses Problems entwickelt hat.

Das Problem selbst ist schnell skizziert. Einerseits erheben wir mit Behauptungen einen absoluten Anspruch auf die Wahrheit des Gesagten. Wenn wir etwas für wahr halten, meinen wir nicht, dass es nur hier und jetzt gilt, nur »für uns« wahr ist. Sofern Aussagen überhaupt wahr sind, sind sie es unter allen Umständen und für jedermann. Daher sagen wir, dass »Wahrheit« eine »unverlierbare« Eigenschaft von Aussagen ist. Andererseits verwenden wir das Prädikat »wahr« nur im Zusammenhang der Gründe, mit denen Opponenten oder Proponenten die Wahrheit einer Behauptung angreifen oder rechtfertigen. Wahrheitsansprüche sind von Haus aus auf Kritik und Rechtfertigung bezogen. Diese epistemische Abhängigkeit der Wahrheitsfeststellung von einer Rechtfertigungspraxis, die immer auch fehlschlagen kann, hat aber eine fatale Konsequenz für den Anspruch auf absolute Geltung. Anders als »Wahrheit« ist »Begründen« ein publikumsbezogener und hörererrelativer Erfolgsbegriff: »Auch unter der Voraussetzung, dass ›wahr‹ ein absoluter Begriff ist, werden die Anwendungsbedingungen immer relativ bleiben. Denn so etwas wie eine Überzeugung, die schlechthin gerechtfertigt oder ein für alle Mal begründet wäre, gibt es nicht ...«

Auf dieses Problem können wir natürlich in verschiedener Weise reagieren. Rorty, und das ist der Stein des Anstoßes, empfiehlt, dass wir uns um den Wahrheitsbegriff nicht weiter kümmern sollen. Er möchte ihn durch den Begriff der gerechtfertigten Behauptbarkeit ersetzen, weil der ohnehin die ganze